Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 52 (1944)

Heft: 27

Artikel: Im Truppenkrankenzimmer

Autor: Hard, Henri

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972901

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Il faudrait cependant prendre garde au côté par trop sentimental de cette image.

Certes, l'infirmière est la consolatrice des douleurs. Mais elle est encore plus que cela. Son dévouement n'est pas limité. Où qu'elle soit, elle doit accomplir toutes les dures besognes de l'hôpital.

Les récits de guerre ont stigmatisé avec une juste violence la naiveté des belles Madames qui, dans un élan de patriotisme lyrique, se proposaient pour soigner les blessés, persuadées qu'il leur suffirait pour remplir leur mission, de lire quelques bonnes pages aux chevet d'un «joli» malade.

La souffrance est fille de la misère et, pour la soulager, il faut accueillir aussi son cortège de nécessité cruelles et répugnantes. Il n'y a plus, dans cette guerre affreuse, de «blessés jolis»...

Elles font tout, les vraies infirmières. Elles nettoient les chambres et les ustensiles des malades, elles pourvoient au ravitaillement de l'hôpital, elles mettent la main à la cuisine et au laboratoire. Il n'est de place qu'elles n'occupent dans ces maisons de la souffrance.

Une main de femme sur un front brûlant...

Cette main, c'est la Croix-Rouge qui, sous toutes les latitudes, sur tous les théâtres de guerre, l'armée de patience et de tendresse. L'insigne né de la Convention de Genève se retrouve partout où coule le sang et où naît la douleur.

Et même ailleurs... Pensez aux infirmières suisses, qui ont donné de leur cœur et de leurs loisirs, généreusement, bénévolement, pour être prêtes le jour où le pays aurait besoin d'elles.

Hommage aux infirmières, à toutes les infirmières, de quel pays qu'elles soient. Mobilisées par la charité, elles font la guerre en son nom, et, faisant la guerre, c'est encore la paix qu'elles servent!

Eröffnung des Aerztekurses in Bern

Am Montag, 3. Juli, 10.15 Uhr, begann in Bern der erste Aerztekurs für die Aerztemissionen des Schweizerischen Roten Kreuzes. Oberst Remund eröffnete den Kurs im Schweizerischen Seruminstitut mit einer kurzen Ansprache und dankte den Aerzten und Aerztinnen für die Bereitwilligkeit, das Schweizerische Rote Kreuz in seinen Aufgaben zu unterstützen. Der grauenvolle Krieg werde eines Tages zu Ende gehen, und verschiedene schweizerische Organisationen, darunter auch das Schweizerische Rote Kreuz, hätten sich schon mit der Nachkriegsplanung einer Hilfeleistung an die verheerten Länder befasst.

Was liegt bei dieser Vorbereitung in der Linie des Schweizerischen Roten Kreuzes? Seine Hauptaufgabe ist die Bereitstellung von Personal und Material für den Armeesanitätsdienst. Es organisiert somit die erste medizinische Hilfe und sieht daher auch seine Nachkriegshilfe vor allem im hygienisch-medizinischen Sektor. Als sich daher das Internationale Komitee vom Roten Kreuz mit dem positiven Plan, Equipen zur Bekämpfung allfälliger Epidemien auszubilden, an das Schweizerische Rote Kreuz wandte, hat dieses die ihm gestellte Aufgabe begrüsst und die Durchführung der Kurse übernommen.

Die aus Aerzten und Krankenschwestern zusammengesetzten Equipen sollen nach Bedarf eingesetzt werden können. Wo und wann dies geschieht, kann heute noch niemand voraussehen. Die Tatsache, dass sich trotz dieser unbestimmten Perspektive 180 Personen zu den Kursen gemeldet haben, erwähnt Oberst Remund als schönster Beweis des schweizerischen Helferwillens und Gefühls der Solidarität mit den unglücklichen Völkern Europas.

Gerade die Unklarheit über den künftigen Einsatz der Equipen gestaltete die Aufstellung eines Programms recht schwierig, da nur Wahrscheinlichkeitsfaktoren in Berechnung gezogen werden konnten. Oberst Remund glaubt aber, dass in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und mit prominenten Fachvertretern doch ein zweckmässiges Pensum zusammengestellt werden konnte. Er hofft, dass der Kurs alle die Teilnehmer auf ihre Aufgabe einigermassen vorbereiten werde und zählt darauf, dass sich alle im gegebenen Augenblick dem Roten Kreuz zur Verfügung stellen werden; denn in der Tätigkeit der Rotkreuz-Organisation zähle immer dasselbe: der freiwillige und ganze Einsatz der Persönlichkeit.

Das Schweizerische Rote Kreuz ist sich klar bewusst, wie wenig der schweizerische Beitrag an der Hilfe im Verhältnis zum riesigen Ausmass des Elends ausmachen wird. Es denkt aber hier nicht an den Umfang der Hilfe, sondern an den einzelnen Menschen, dem geholfen werden kann.

Unteroffiziersverein der R + Kolonnen

Umfrage betr. Zeitschriften: Nur 50 % der Mitglieder haben geantwortet. Es ist bemühend, dass die Hälfte der Angefragten nicht einmal vorgedruckte Formulare ausfüllt und zurückschickt. Gewiss eine kleine Arbeit!

Gruppenwettkämpfe: Da die vorgesehene Mindestzahl von 20 Gruppen nicht erreicht wurde, werden die Gruppenwettkämpfe in diesem Jahr nicht durchgeführt.

Zum Studium: Der Schweizerische Unteroffiziersverband hat vor kurzem eine Schrift herausgegeben, die sich betitelt «*Der Feldweibel*», Anleitung für feldweibeldienstuende Unteroffiziere.

Wir möchten nicht unterlassen, die Rotkreuz-Kolonnen-Feldweibel und Unteroffiziere auf diese Broschüre speziell aufmerksam zu machen, die uns in übersichtlicher Weise in den Aufgabenkreis des Feldweibels einführt.

Die Schrift will zwar nicht ein allgemein gültiges Schema des Feldweibeldienstes aufstellen, denn bereits im Vorwort wird betont, dass «Die Schablone der grösste Feind des Soldaten sei», sondern lediglich festhalten, was in der Dienstleistung des Feldweibels besonders zu beachten ist. In vorbildlicher, interessanter Weise erfüllt die Schrift ihren Zweck, und wohl jeder Unteroffizier wird daraus wertvolle Anregungen schöpfen können. Vor allem aber werden folgende Worte immer ihre Gültigkeit behalten: Klarer Menschenverstand und in reicher Praxis erworbene Erfahrung sollen ausschlaggebend sein in der Gestaltung erfolgreichen Feldweibeldienstes.

Die Broschüre ist zu beziehen durch das Zentralsekretariat des SUOV, Postfach 2821, Zürich-Bahnhof, zum Preise von Fr. 1.20.

Der Vorstand.

Mitteilungen der FHD-Verbände

FHD-Verband des Kantons Thurgau

Reg. Uebungen:

Die Uebung vom 29. Juli wird als 1. August-Feier durchgeführt.

Sammlung:

Romanshorn:	1900	beim	Rebsamen-Schulhaus
Amriswil:	1900	»	Bhf. Amriswil
Arbon u. Horn:	1905	»	Bhf. Arbon
Frauenfeld:	1900	»	Wiler-Bhf.
Weinfelden:	1905	»	Bhf.
Kreuzlingen:	2000	»	Sekundarschulhaus Ermatingen (wenn möglich Velo!)

Turnen:

Romanshorn: 14. und 28. 7.
Frauenfeld: 15. 7. und 25. 8.
Kreuzlingen: jeweils am 2. Samstag des Monats im Sek.-Schulhaus.
Weinfelden: 13. 7., 1900.

Technischer Leiter: Hptm. *Bircher.*

Im Truppenkrankenzimmer *von Henri Hard*

(18. Fortsetzung)

Als junger Arzt verbrachte ich zwei Jahre in einem Spital von Hongkong. Die Tatsache, dass ich dort in den Krankensälen immer wieder opiumsüchtige Patienten vorfand, beschäftigte mich sehr. Der Anblick der eingefallenen, gelben, ausgemergelten Gestalten und der leblosen Züge erschütterte mich bis in die Tiefe meines Wesens.

Wie jung war ich damals noch, dass ich stark genug zu sein glaubte, gegen diese entsetzliche Sucht ankämpfen zu können! Mein Sinnen war nur noch auf ein Ziel gerichtet: Vernichtung der Opiumsucht! Mit der ganzen Kraft meines unerfahrenen, doch begeisterten Willens warf ich mich auf die Aufgabe wie auf einen leibhaftigen und verhassten Feind — und stürzte ins Leere. Denn der Feind war körperlos; er bestand aus dunkeln, verwischten Nebeln, die, wenn ich sie fassen wollte, in nichts zerflossen.

Was wusste ich von Opium? Nichts! Ich erkannte, dass blinder Kampfwille gegen dieses Gift nichts fruchtete, dass ich vor allem die ganze Opiumfrage nüchtern zu studieren hatte, damit sie Gestalt annehmen und bekämpft werden konnte. Die vielen Nachtstunden, die ich über Akten, Büchern und Aufzeichnungen durchwachte! Die vielen Gespräche, die ich mit chinesischen Kollegen führte! Die erschütternden Eindrücke in den Opiumstuben! Dieses nach und nach ruhig, kühl und wissenschaftlich gewordene Beobachten der verschiedenen Stadien des Zerfalls! Von all dem will ich euch, wenn auch nur skizzenhaft, erzählen.

Vor allem das Geschichtliche: Als ich erst wenige Wochen in China weilte, glaubte ich, Opiumrauchen sei eine ausschliesslich chinesische Angelegenheit und chinesischen Ursprungs. Das stimmte nicht. Die Hintergründe der Opiumgeschichte raubten mir einen guten Teil meiner hohen Meinung von den Menschen.

Frühe Aufzeichnungen geben an, dass Opium im 7. und 8. Jahrhundert durch arabische Händler nach China gebracht wurde. Im 11. Jahrhundert soll dann Mohn zur Gewinnung von Opium in China selbst angebaut worden sein. In einem uralten chinesischen Kräuterbuch, im Pen T'sao Kung Men, ist die Gewinnung von Opium und

dessen Verwendung in der Medizin bereits eingehend beschrieben. Wann die Sitte, Opium zu rauchen, aufgekommen ist, habe ich nie genau herausfinden können. Chinesischen Berichten entnahm ich, dass dieser Brauch aus Formosa stammte; diese Insel bezog das Opium aus Java.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erliess die chinesische Regierung ein Verbot gegen das Tabakrauchen. Als unmittelbare Folge dieses Verbots — eines in diesem Falle verhängnisvollen Verbots — scheint sich als Ersatz das Opiumrauchen über ganz China ausgebreitet zu haben. 1729 soll diese unheimliche Sucht mit dem kaiserlichen Bann belegt worden sein. Doch 1757 fiel das Opiummonopol in China den Engländern zu; diesem Vorrecht wurden 1799 und 1800 seitens der chinesischen Regierung strenge Verbote der Einfuhr und des Rauchens von Opium entgegengestellt. An die Stelle der legalen Einfuhr trat ein umfangreicher, immer kühner arbeitender Schmuggelhandel. China setzte sich erbittert zur Wehr. Nun folgte der Opiumkrieg zwischen England und China, der mit der Niederlage der Chinesen und dem Frieden von Nanking endete. Wieder flammten Kriege auf. Im Jahre 1860 endlich wurde die Einfuhr von Opium nach China geregelt. Leider zu spät! Denn unterdessen hatten die Bauern so grosse Flächen chinesischer Erde mit Mohn bebaut, dass der eigene Verbrauch beinahe gedeckt werden konnte.»

«China wird in regelmässigen Abständen von Hungersnot heimgesucht», warf Halder ein. «Wäre es nicht viel besser, die Mohnfelder auszurotten und das Land mit Reis zu bebauen?»

«So einfach lassen sich alte Probleme in China nicht lösen», meinte der Arzt. «Das habe ich in den zwei Jahren meines Aufenthaltes in Hongkong erfahren. Mich interessiert wirklich, wie sich das neue China der Geissel Opium erwehren wird.

Die Sucht des Opiumrauchens breitete sich dann sehr rasch durch die Chinesen selbst über ganze Erdteile aus. Kaufleute brachten sie über alle Handelsstrassen, übers Meer nach Nordamerika und Peru, zu den Inselgruppen des Stillen Ozeans, und überall waren es hauptsächlich die dort ansässigen Chinesen, die Opium rauchten. Kulis schleppten das Laster gemeinsam mit den Warenballen über die kaum gangbaren Gebirgspfade und in die abgelegensten Dörfer. Trugen sie ihre Bürde nicht viel leichter und war ihr Nahrungsbedürfnis nicht viel geringer geworden, seitdem sie das Wunder Opium mit sich führten?»

Angeregt unterbrach Röthlisberger: «Genau wie bei den Indianern Südamerikas! Wenn diese einige Kokablätter gekaut haben, können sie mühelos die schwerste Arbeit verrichten. Kokablätter enthalten Kokain, das ganz ähnlich wirkt wie die Inhaltsstoffe des Opium. Ihr solltet die Lasten sehen, die sie über die Kordilleren schleppen!»

«Auch die Hindus Halcaras unternehmen riesige, beschwerliche Reisen und begnügen sich nur mit wenig Reis und Opium», ergriff der Arzt wieder das Wort. «Die Eingeborenen Kleinasiens nehmen kleine Opiumkuchen, die sogenannten ‚Mash Allah' — das heisst Gottes Geschenk — mit sich, um die Beschwerden der Reise besser ertragen zu können. Aus den verschiedensten Gegenden könnte ich Beispiele anführen.»

Und wieder Röthlisberger: «Oft habe ich darüber nachgedacht, weshalb die primitivsten Völker alter Zeiten mit solch erstaunlicher Sicherheit diejenigen Pflanzen herausgefunden haben, welche die aktiven Substanzen enthalten, die wir als Reizmittel kennen. Ich habe diese Frage schon mit manch einem Auslandschweizer, der in den Tropen gelebt hat, besprochen. Kann der Mensch ohne Reizmittel — ich meine Reizmittel in geringer Menge — nicht auskommen? Genügt die normale Nahrung nicht? Braucht der Mensch jene anregenden Stoffe?»

«Hier gehen die Meinungen auseinander», antwortete sinnend der Arzt. «Schon viele Wissenschafter haben sich mit dieser Frage beschäftigt; jeder vertritt seine eigene Meinung, die oft durch eigene Abhängigkeit von einem Reizmittel beeinflusst ist. Ernsthafte Studien haben jedenfalls erwiesen, dass auch die Lebensmittel kleine Mengen an Mineralien — Magnesium, Bor und Kupfer — enthalten, die dem Körper als Reiz- oder Genussmittel genügen sollten. Einige Forscher behaupten, dass der Genuss von Reizmitteln ein Zeichen der Degeneration sei. Der freie Genius der alten Griechen brauchte kein Stimulans, um sich entfalten zu können. Opium wurde bei ihnen ausschliesslich zu medizinischen Zwecken, nie aber als Genussmittel verwendet. Ich habe allzuviel durch Opium verursachtes Elend gesehen, um nicht scharfer Gegner jedes übertriebenen Gebrauchs von Genussmitteln zu sein. Opiumrauchen zerstört die hoffnungsvollsten geistigen Gaben und raubt den Süchtigen jedes Gefühl von Würde und Ehre. Ihr solltet die gelben, ausgetrockneten menschlichen Ruinen sehen, deren ganzes Denken nur noch auf eines gerichtet ist: Wie verschaffe ich mir Opium?»

«Wird Opium nicht auch gekaut?» erkundigte sich Halder.

«Doch. Die Gewohnheit, Opium zu kauen, reicht viel weiter zurück als diejenige des Opiumrauchens. Auch heute noch wird Opium vor allem im Fernen Osten geraucht; die Muselmanen ziehen das Kauen vor.

Das Kauen ist natürlich einfach. Die Zubereitung des Rauchopium, des sogenannten Tschandu, ist dagegen sehr kompliziert und erfordert viel Geschick. Ich liess mir in einer Tschandufabrik den ganzen Vorgang erklären:

Das Roh-Opium gelangt in Broten von etwa 1,8 kg in die Fabrik. Dort werden diese Brote zerschnitten, und die rotbraune, weiche, pechige Masse, die einen lebhaften Geruch von zerknüllten Mohnblüten ausströmt, wird mit Mohnblätterextrakt vermischt. Die daraus entstehende Paste wird in grossen Kupferkesseln mittels Wasserdampf erhitzt und dabei ständig gerührt. Während des langsamen Erkaltens folgt ein tüchtiges Kneten. Die jetzt sehr gleichmässige und weiche Masse wird in dünner Schicht auf ein Blech gestrichen, wobei ein feiner Wasserstrahl zwischen Blech und Opiumschicht geführt wird, um ein Ankleben zu verhindern. Dann werden die Bleche auf Kohlenbecken gestellt, deren Gluthitze durch Asche gemildert worden ist.

Nach wenigen Augenblicken des Erwärmens entsendet die Opiumschicht einen dichten weisslichen Dampf. Die Bleche werden abgehoben. So wandeln sich all die Roh-Opiumbrote in Stösse von gerösteten Opiumscheiben. Dieser Prozess erfordert geschickte Arbeiter, da es sich beim Abheben der Bleche vom Feuer um die Zeitspanne einiger Atemzüge handeln kann, ob die Masse sich löst oder nicht. Ein eigentümlicher Geruch dient den Arbeitern als entscheidendes Zeichen.

Glaubt aber nicht, dass das Opium nun rauchbereit sei! Weitere Prozesse folgen. Die zerkleinerten Scheiben werden 18—20 Stunden lang in kaltem Wasser gelöst und die Lösung filtriert. Das Filtrat wird einige Stunden in grossen zylindrischen Gefässen gekocht, bis es die Dichte eines Sirups erreicht hat. In einem besonderen Apparat wird es dann noch tüchtig geschlagen und in kleine Töpfe abgefüllt, die, nur lose mit einem Holzdeckel bedeckt, in einem grossen Raum aufgestapelt werden, wo das Opium bald zu gären beginnt. Es schwillt an, beginnt zu schäumen und zerfällt nach einer Woche zur Hälfte des ursprünglichen Volumens. Damit ist die Gärung beendet; doch strömt das Opium in diesem Stadium noch nicht das feine und angenehme Aroma aus, das es erst durch Lagerung erhalten wird. Die kürzeste Ruhezeit beträgt drei Monate. Je länger sie dauert, desto besser wird die Qualität und desto höher der Preis.»

«Würden Sie uns, bitte, das Aroma des Opium umschreiben?» unterbrach Halder.

«Ja, wie soll ich das tun? — Das gelagerte Opium riecht süsslich; sein Duft erinnert am ehesten an denjenigen der gerösteten Arachidnüsse, die wir bei uns spanische Nüsschen nennen. Opium schmeckt bitter und nachhaltig. — Das gelagerte Tschandu heutzutage wird in Büchsen abgefüllt und bei 90° Celsius pasteurisiert. Erst dann gelangt es in den Handel.

Sicher interessiert euch, wie eine Opiumstube, die sehr oft den Film- oder Kriminalroman-Namen ‚Opiumhöhle' vollauf verdient, aussieht. Folgt mir durch einen langen und dunkeln Flur und tretet mit mir in den rauchgefüllten Raum, durch dessen weisse, süssliche Schwüle ihr Menschen und Gegenstände nur schemenhaft zu unterscheiden vermögt. Auf strohbedeckten Pritschen haben sich hagere, eingefallene Gestalten ausgestreckt, den Kopf auf ein hölzernes Gestell gestützt. Die Körper liegen leblos wie die verlassene Hülle Dahingeschiedener. Lautlos gleiten magere Mädchen und Jünglinge von Pritsche zu Pritsche, erwärmen immer wieder neues Opium an der Glasplatte der brennenden Oellampe und schieben die Pfeifenspitze zwischen die toten Lippen ... nein, sie sind nicht tot ... sie sind nur ganz verwelkt. Sie ziehen den Rauch in die Lungen, langsam und bedächtig, und die Lungen stossen ihn aus der Nase, langsam und bedächtig wie eine Zeremonie. Wirkt nicht alles in diesem Raume zeremoniell? Der dichte süssliche Rauch, die vielen brennenden Oellampen, die Siamkatze, die langgestreckt in der Nähe einer rauchenden Pfeife liegt, die geheimnisvollen Handreichungen der ausgemergelten Diener und Dienerinnen ... ja, diese geheimnisvollen Handreichungen ... Treten wir näher! Jener Diener dort steht im Begriff, eine Pfeife zu füllen. Seht, sie besteht aus einem etwa 50 cm langen Bambusrohr — bei sehr reichen Leuten besteht das Rohr aus Glas, Porzellan oder Elfenbein. Ein Knoten verschliesst es gegen das untere Ende; doch ist es unter dem Knoten noch ungefähr 10—15 cm verlängert. Dicht über dem Knoten ist die mit einem durchbohrten Metallring versehene Oeffnung angebracht, in die der Pfeifenkopf eingesetzt wird. Dieser besteht aus Ton. Er ist inwendig roh und zeigt an der Oberseite nur eine kleine Oeffnung von wenigen Millimetern Durchmesser; durch diese Oeffnung wird das Opium ins Pfeifeninnere gebracht.

Beobachtet nun, wie der Diener die Pfeife mit der linken Hand ergreift. Mit der rechten führt er eine Nadel in eine Büchse und zieht eine ungefähr erbsengrosse Menge Rauchopium heraus. Bemerkt ihr, wie sehr die Masse noch einem eingedickten Sirup ähnlich sieht? So würde sie sich nicht rauchen lassen. Rasch dreht der Diener die Nadel mit dem Opium über der Flamme der kleinen Oellampe hin und her — wie geschickt er die Nadel zwischen Daumen und Zeigfinger reibt ... und wie mager seine Hände sind! — bis das Wasser verdunstet ist

Der Mensch soll nicht auf den Trümmern des verlorenen Paradieses sein Leben verträumen, sondern im Kampf mit den ihm widerstrebenden Elementen und Geisteskräften einem neuen Ideal zustreben. Der Ueberwindung des Bösen.

Opiumraucher
Indische Miniatur.

Fumeur d'opium
Miniatur indienne.

(Dieses Bild wurde uns in freundlicher Weise von der Redaktion der Ciba-Zeitschrift zur Verfügung gestellt.)

und die Masse gerade die richtige Dichte erreicht hat, um vermittelst der Nadel durch die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfs hineingedrückt werden zu können. Jetzt zieht er die Nadel wieder heraus, hält die Pfeife über das Lämpchen und schiebt sie jenem lebenden Leichnam zwischen die Lippen. Seht, wie sich dessen Brust hebt und wie die Lungen den Rauch nur widerwillig wieder hergeben? Was geht hinter der starren Stirn vor sich? Keine Bewegung, kein Zucken, nichts verrät seine Vorstellungen, seinen Zustand. Für den Zuschauer eine abstossende, gespenstische Schau. Und die schmutzigen Lumpen, die den Körper kaum mehr zu decken vermögen! O Menschenwürde! Stolz der Schöpfung! —»

«Haben Sie die Empfindungen während des Rauschzustandes in Erfahrung bringen können?» fragte Röthlisberger nach langem Schweigen.

«Ja. Immer wieder wurden solche bedauernswerte menschliche Ruinen in unser Spital eingeliefert. Leider konnte ich mich selbst mit ihnen nicht verständigen, da ich nur wenige Brocken Chinesisch sprechen und verstehen konnte. Doch beschrieben mir die einheimischen Kollegen die Wirkung annähernd. Aus ihren Erklärungen erfuhr ich auch, dass sich die Vorstellungen der Opiumraucher je nach deren Kultur und Individualität stark unterscheiden. Besonders zu Beginn des Rausches überwiegen noch die Eindrücke des Tages — das Hässliche erscheint ausgelöscht und nur das Angenehme bleibt — jedoch ins Ungeheure vergrössert und zugleich sehr verfeinert. Wunschträume scheinen in Erfüllung zu gehen. Der Rausch schenkt in reichem Masse alles, was sich das Herz in Wirklichkeit vergeblich ersehnt. Wohltuende Wärme durchdringt die Glieder. Ein Gefühl tiefen Friedens, vollkommener Harmonie und beseligender Körperlosigkeit durchströmt ihn. Körper und Leid fallen wie überflüssige Dinge ab. Was kümmert den Opiumraucher noch, was abseits seiner Pritsche geschieht? Das Gefühl der Körperlosigkeit paart sich mit einer merkwürdigen Ueberempfindlichkeit und Feinheit der Sinnesempfindungen. Das Ohr vernimmt die leisesten Geräusche, die es in nüchternem Zustand nie zu hören vermöchte. Die Fingerspitzen sind von ausserordentlicher Feinfühligkeit. Sie empfinden Nähe und Form eines Gegenstandes, bevor dieser sie berührt. Nur die Geschmacksnerven scheinen gelähmt zu sein.

Doch immer schwieriger wird es für den Opiumraucher, in den ersehnten Zustand der ‚himmlischen Ruhe' zu gelangen, immer mehr Pfeifen sind nötig, bis er überhaupt eine Wirkung spürt. Bald verbringt er seine ganze Zeit in der Rauchstube, lebt nur noch in Vorstellungen, die ihm der Rausch vorgaukelt — und eines Tages bemerkt der Diener, dass die gereichte Pfeife den toten Lippen entfällt. Die ausgetrocknete, federleichte sterbliche Hülle wird der Familie zurückgebracht oder irgendwo verscharrt.»

«Wie lange kann ein Opiumsüchtiger nach Beginn des Lasters leben?», fragte Moser.

«In der Regel immerhin zehn bis fünfzehn Jahre. Nicht alle Menschen jedoch werden süchtig. Starkwillige Männer bringen es fertig, täglich nur eine sehr geringe Menge zu rauchen. Sie widerstehen dem Gift und bleiben oft bis ins normale Alter geistig rege. Diese Fälle sind aber sehr selten.»

«Wurden in Ihrem Spital auch Süchtige entwöhnt?»

«Ja. Diese Entwöhnung kann auf zweierlei Weise durchgeführt werden. Entweder wird nach und nach die tägliche Zahl der Pfeifen verringert, oder dem Patienten werden Gegenmittel eingegeben.»

«Die erste Tabakpfeife, die wir als Buben im Geheimen rauchen, vermittelt gewöhnlich keine ungetrübte Freude. Wie steht es mit der ersten Opiumpfeife?»

«Obschon sich eine Opiumpfeife nicht mit einer Tabakpfeife vergleichen lässt, erweist sich doch die erste Wirkung des Rauchens als ganz ähnlich. Der Neuling empfindet auch beim Opiumrauchen grosse Uebelkeit, Ekelgefühl und Brechreiz. Doch bald verschwindet die Unlust und die Pfeife wird zum Genuss, zu einem mit dem Leben bezahlten Genuss unwirklicher Traumbilder. — Warum aber versteht der Mensch seine Aufgabe so schlecht?»

«Seine Aufgabe? Welches ist seine Aufgabe?» schoss es heiss von Röthlisbergers Lippen.

Der Arzt lächelte: «Es ist Zeit zum Nachtessen. Mosers Aufgabe zum Beispiel ist es jetzt, seinen Patienten das Essen zu holen. Der Fieberkranke erhält einen Teller Schleimsuppe. Gute Nacht!»

(Fortsetzung folgt)

All diese Gegenstände braucht ein Opiumraucher
Tous ces objets sont employés par un fumeur d'opium
(Photo ATP-Bilderdienst.)